



Im Graubereich der Macht. Müller, Tieck und Goethe über Staatskredit und Papiergeld (mit einem Seitenblick auf Chamisso)

Maximilian Bergengruen

Zusammenfassung

At the end of the 18th century, state loan became the subject of public debate. The central question that drives the discussants is that of its moral safeguarding. While Adam Müller in *Versuche einer neuen Theorie des Geldes* still assumes in 1816 that the National Bank of England, which had suspended cash payments in 1797, represents a faith in the state, he in 1819 in *Versuch über den Kredit* more strongly emphasizes the difference between monetary credit and reality in faith. Müller's change of opinion has something to do with the Napoleonic wars, which brought almost all participating states to the brink of bankruptcy. Against this background it is anything but a coincidence that Ludwig Tieck, in his *Fortunat* of 1815/1816, addresses the threat of national bankruptcy: when the English king asks his daughter to get him ‚Fortunati Glücksäcket‘, it is for no other reason than the imminent insolvency of this very same state and the ‚Glücksäcket‘ offers hope for a rescuing and never-ending national credit. In a similar way, Johann Wolfgang von Goethe lets Mephisto and Faust circulate ‚Zauber-Blätter‘ in the first act of *Faust II* (1832) in the form of paper money, the collateral of which is postponed indefinitely.

M. Bergengruen (✉)
Institut für Germanistik, KIT – Karlsruher Institut für Technologie,
Karlsruhe, Deutschland
E-Mail: maximilian.bergengruen@kit.edu

© Der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer-Verlag GmbH, DE, ein Teil von Springer Nature 2020
M. Bergengruen et al. (Hrsg.), *Kredit und Bankrott in der deutschsprachigen Literatur*, Abhandlungen zur Medien- und Kulturwissenschaft,
https://doi.org/10.1007/978-3-662-62288-9_8

1 Einleitung

Das deutsche Wort ‚Geld‘, darauf macht Geoffrey Ingham aufmerksam, ist etymologisch mit dem englischen Wort ‚guilt‘ (Schuld) und dem gotischen Wort ‚gild‘ (Steuer, Abgabe) verwandt.¹ Aufbauend auf diesem Befund entwickelt er – und David Graeber wird diese Vorstellung aufgreifen und ausarbeiten² – die Theorie, dass sich im Geld eine Art Urschuld der Lebenden gegenüber der Gesellschaft manifestiert, die sich ursprünglich im heidnischen Opfer (‚geild‘ im Alt-Englischen) ausdrückt; ein Opfer, das im christlichen Zeitalter dann die Form monetärer Abgaben annimmt. Die Situation des alteuropäischen Menschen stellt sich dementsprechend so dar: Wie er als Christ in der Erbsünde gegenüber Gott lebt, so lebt er als Untertan in der Schuld gegenüber Gottes Stellvertreter auf Erden – und zahlt für diese, mit Schmitt gesprochen, säkularisierte³ theologische Schuld in Form von Steuern.

Was passiert nun – diese Frage soll im Mittelpunkt dieses Aufsatzes stehen –, wenn auch der Souverän eine Geldschuld trägt, und zwar gegenüber seinen – ihm in Form von verzinsten Nationalkrediten oder Papiergeld borgenden – Bürgern? Die Antwort, die in den geldtheoretischen Texten Müllers sowie den Dramen Tiecks (*Fortunat*; 1815/16) und Goethes (*Faust II*; 1832)⁴ gegeben wird, lässt sich auf zwei Ebenen skizzieren: Erstens gilt, dass papiernes „Geld“ nichts anderes als der ökonomische Ausdruck für das „Bedürfnis der Vereinigung oder für den Staat“ (VNTG, S. 172)⁵ ist. Es lässt sich also eine wechselseitige Verpflichtung konstatieren: Der Einzelne zahlt seine Schuld als Teilhaber dieses Staates in Form

¹Vgl. Ingham, Geoffrey K.: *The Nature of Money*. Polity: Cambridge 2004, S. 90.

²Vgl. Graeber, David: *Schulden. Die ersten 5000 Jahre*, übers. von Ursel Schäfer, Hans Freundl und Stephan Gebauer. Klett-Cotta: Stuttgart 2014, S. 77–78.

³Schmitt, Carl: *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*, Bd. 1. Duncker & Humblot: Berlin 2004, S. 43: „Alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre sind säkularisierte theologische Begriffe“.

⁴Goethe hat Müller detailliert zur Kenntnis genommen und z. B. im Jahre 1807 mit Gentz „[v]iel über Adam Müller und dessen Art zu denken“ gesprochen (Goethe, Johann Wolfgang von, Tagebuch, 3.8.1807. In: ders.: *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*, 40 Bde., Bd. 33, hrsg. v. Rose Unterberger. Deutscher Klassiker Verlag: Frankfurt a.M. 1993, S. 219. Ich zitiere im Folgenden diese Ausgabe unter der Sigle FA.). Zum Verhältnis von Müller und Goethe vgl. Brodbeck, Karl-Heinz: *Faust und die Sprache des Geldes. Denkformen der Ökonomie – Impulse aus der Goethezeit*. Alber: Freiburg i.Br. 2014, S. 245; 271; vgl. Kozik, Walther: *Adam Müllers ‚Elemente der Staatskunst‘. Ein früher institutionenökonomischer Ansatz*. (Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie Band 48). Metropolis: Marburg 2018, S. 156–162, sowie Hamacher, Werner: „Faust, Geld“. *Athenäum. Jahrbuch für Romantik* 4, 1994, S. 131–187, hier S. 151.

⁵Ich zitiere im Folgenden unter der Sigle VNTG nach Müller, Adam Heinrich: *Versuche einer neuen Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien*. Brockhaus: Leipzig/Altenburg 1816.

von Abgaben und Steuern; gleichzeitig macht er diesen Staat überhaupt erst zu einem Staat, indem er ihm bzw. seinem Oberhaupt, zum Beispiel in Form von Papiergeld, Kredit gibt.

Problematisch wird der Gedanke einer wechselseitigen Verschuldung jedoch, zweitens, dann – und mit diesem Problem setzen sich die genannten Texte auseinander –, wenn zwischen den (den Staat repräsentierenden) Souverän und seine Untertanen oder Bürger Neben- oder Schattenfiguren der Macht treten: ein Finanzminister oder, einen Schritt weiter nach außen, eine „Nationalbank“, die zwar zeitgenössisch keine „*blasse* Privat-Anstalt“ darstellt,⁶ sondern sich von anderen Banken dadurch unterscheidet, dass sie „von der Staatsverwaltung bewilligte Geschäfte“ durchführt,⁷ deswegen aber doch ein „selbstständiges Privatinstitut“ bleibt⁸ – oder eben eine nicht-staatlich gelenkte Bank bzw. ein Merchant Banker. Hier tritt ein scheinbar undefinierbares Etwas⁹ auf den Plan, das weder zur Vorstellung vom Untertanen als Gläubiger noch zu der vom Schuldner gehört, gleichzeitig aber durch sein Auftreten Anteil an der Souveränität beansprucht. Oder von der anderen Seite aus gesehen: Durch die Erhöhung der finanziellen Liquidität des Souveräns, die ein verzinster oder unverzinster Nationalkredit mit sich bringt, wird, da dadurch neue Herrschafts-Aspiranten aufgerufen werden, auch seine Souveränität zumindest zu einem gewissen Teil liquidiert.

Zu diesem Problem nehmen die drei Autoren auf ganz unterschiedliche Weise und in ganz unterschiedlichen Genres Stellung.

2 Müller: geldtheoretische Schriften

Die „Lehre vom Gelde [...] in Folge der durch gebietherische Umstände im Jahre 1797 bewirkten Restriction der baaren Zahlungen an der Bank von England“ (VNTG, S. 3), insbesondere die sich daraus ergebende „Streitfrage über die Depreciation der Londner Banknoten“ (VNTG, S. V), seien der Ausgangspunkt seiner Überlegungen, so Adam Müller in Vorrede und Einleitung seiner *Versuche einer neuen Theorie des Geldes* aus dem Jahre 1816. Worauf Müller also mit seiner Schrift reagiert, ist die in England, aber auch in Kontinentaleuropa geführte Debatte über die Folgen der Einstellungen der Barzahlungen der Bank von England am 28. Februar 1797, begleitet durch die Verordnung zur Annahme von Banknoten, die letztlich bis ins Jahr 1819 Bestand hat. In diesem Kontext verlieren

⁶Sartorius, Georg Friedrich: „Rezension zu Thornton ‚Der Papier-Credit von Grossbritannien‘“. T.1. *Allgemeine Literatur-Zeitung* (3) 1804, Sp. 209–228, hier Sp. 213a; Herv. MB.

⁷Gentz, Friedrich: Ueber die österreichische Bank. In: ders.: *Gesammelte Schriften*, hrsg. v. Günther Kronenbitter. Olms-Weidmann: Hildesheim 2004, S. 283–300, hier S. 285.

⁸Ebd., S. 293; 284–285.

⁹Vogl hat es die ‚Vierte Gewalt‘ genannt. Vgl. hierzu Vogl, Joseph: *Der Souveränitätseffekt*. Diaphanes: Zürich/Berlin 2015, S. 143–200.

die Kurse für Banknoten ab dem Jahre 1800 in verschiedenen Schüben massiv an Wert gegenüber dem Gold.¹⁰

Hintergrund dieser Maßnahme ist die Refinanzierungsproblematik der europäischen Staaten. Bekanntlich sind die napoleonischen Kriege für alle beteiligten Parteien sehr kostenintensiv; so kostenintensiv, dass zum Beispiel Österreich einen Staatsbankrott¹¹ erleidet. Preußen ergeht es kaum besser. Bereits im Jahre 1797 hat der Staat Schulden in Höhe von 48 Mio. Reichstalern; eine Summe, die sich nach der Niederlage von Jena und Auerstedt und dem Frieden von Tilsit noch einmal entscheidend erhöht, weil Preußen durch die Gebietsverkleinerung die Haupteinnahmequellen wegbrechen und zusätzlich Kontributionszahlungen zu leisten sind.¹² 1806 kommt es zu einer Ausgabe von Staatspapiergeld in Form von Tresorscheinen mit Zwangskurs, der sich jedoch in der Folge nicht halten lässt und in einen Normalkurs umgewandelt wird. Im Juli 1808 steht dieser auf dem absoluten Tiefstand von 27 % des Ausgabewertes.¹³ Preußen begegnet den fallenden Kursen und dem drohenden Staatsbankrott mit einer erneuten Kreditaufnahme, in diesem Falle mit Anleihen in den Niederlanden und einer inländischen Zwangsanleihe bei Wohlhabenden.¹⁴

England kann durch die Ausgabe von Papiergeld im Jahre 1797 bei „gleichzeitiger Sistierung der baaren Auszahlung der Bank“¹⁵ einem Staatsbankrott entgehen, wiewohl es auch mit einer massiven Abwertung des Papiergeldes konfrontiert ist. Bereits früh melden sich Stimmen, die einen kausalen Zusammenhang zwischen der „*augmentation of the quantity of Bank-paper*“ und „the

¹⁰Vgl. zur Debatte um die Depreciation der englischen Banknoten Wood, John H.: *A History of Central Banking in Great Britain and the United States*. (Studies in macroeconomic history). Cambridge University Press: Cambridge 2009, S. 1–31; siehe weiterhin Rist, Charles: *Histoire des doctrines relatives au crédit et à la monnaie*. Recueil Sirey: Paris 1951, S. 125–179, sowie Vogl, Joseph: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. Sequenzia-Verlag: München 2002, S. 274–279.

¹¹Vgl. hierzu Brand, Harm-Hinrich: „Der Österreichische ‚Staatsbankrott‘ von 1811“. In: Lingelbach, Gerhard (Hrsg.): *Staatsfinanzen – Staatsverschuldung – Staatsbankrotte in der europäischen Staaten- und Rechtsgeschichte*. Böhlau: Köln/Weimar/Wien 2000, S. 55–66.

¹²Vgl. hierzu Winter, Martin (Hrsg.): *Staatsbankrott! Bankrotter Staat? Finanzreform und gesellschaftlicher Wandel in Preußen nach 1806*. Ausstellung des Geheimes Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz; 12. Mai bis 28. Juni 2006 in Zusammenarbeit mit der Kunstbibliothek der Staatlichen Museen zu Berlin. Duncker & Humblot: Berlin 2006, S. 10.

¹³Vgl. ebd., S. 49; 19.

¹⁴Beides erfolgt allerdings ohne Einwirkungen des königlichen Giro- und Lehn-Banco von 1765, dem das Recht der Notenemission an sich oblag, seine Arbeit jedoch 1806 einstellen musste. Hierzu Born, Erich: „Geld und Währungen im 19. Jahrhundert“. In: Pohl, Hans/Bonin, Hubert (Hrsg.): *Europäische Bankengeschichte. Im Auftrag des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts für bankhistorische Forschung*. Knapp: Frankfurt a.M. 1993, S. 177–195, hier 182–191; Pohl, Hans: „Banken und Bankgeschäfte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts“. In: ebd., hier S. 200–209.

¹⁵Sartorius, Sp. 211.

general increase of price“ herzustellen versuchen.¹⁶ Auf solche Argumente repliziert Henry Thornton mit seinem *Enquiry into the Nature and Effects of the Paper Credit of Great Britain* von 1802, einem Buch, das Müller in der 1803 von L. H. v. Jakob besorgten Übersetzung zur Kenntnis nehmen konnte. Thornton argumentiert, dass die „gemeine Meinung [...], als ob der Papier-Credit einen großen Einfluß auf die Erhöhung der Preise [...] hätte, keinen rechten Grund habe“. Vielmehr macht er den „Argwohn[]“ gegenüber den „Banknoten“,¹⁷ also einen Mangel an Vertrauen, für die Teuerungskrise verantwortlich.

Dass damit „bewiesen“ sei, dass „das englische Papiergeld nicht den Preis der Dinge vermehrt habe“,¹⁸ wird Thornton in Deutschland, z. B. bei Johann Wolfgang Goethe und Georg Friedrich Sartorius,¹⁹ nicht geglaubt²⁰ – und auch in England wachsen die Zweifel. Gegen Thorntons Argumente macht David Ricardo in *The High Price of Bullion, a Proof of the Depreciation of Banknotes* aus dem Jahre 1809 – mittlerweile hat sich der Schiefstand im Wechselkurs Banknoten/Gold weiter verstärkt – geltend, dass die Wertminderung der Banknoten allein aus ihrer übermäßigen Vermehrung herrühre: „We may therefore fairly conclude that [...] this depreciation in the actual value of bank-notes has been caused by the too abundant quantity which the Bank has sent into circulation“.²¹

Gegen Positionen wie die Goethes/Sartorius' und Ricardos schreibt Müller²² nun an. Er hegt einen, wie er glaubt, begründeten „Verdacht gegen alle die Schlüsse“

¹⁶Boyd, Walter/Pitt, William: *A Letter to the Right Honourable William Pitt. On the Influence of the Stoppage of Issues in Specie at the Bank of England, on the Prices of Provisions, and other Commodities*. Wright/Gillet: London 1801, S. XV.

¹⁷Thornton, Henry: *Der Papier-Credit von Grossbritannien. Nach seiner Natur und seinen Wirkungen untersucht*, übers. von Ludwig Heinrich v. Jakob. Ruff: Halle 1803, S. 447–448.

¹⁸Sartorius, Sp. 215.

¹⁹Vgl. zu Goethes Mitarbeit an der Rezension in der Allgemeinen Literaturzeitung Mahl, Bernd: *Goethes ökonomisches Wissen. Grundlagen zum Verständnis der ökonomischen Passagen im dichterischen Gesamtwerk und in den ‚Amtlichen Schriften‘*. (Europäische Hochschulschriften Reihe I, Deutsche Sprache und Literatur 547). Peter Lang: Frankfurt a.M. 1982, S. 406–408; Brodbeck, S. 233–234. Zu Sartorius' finanz- und ökonomietheoretischem Denken vgl. Mahl, S. 411–413; vgl. Priddat, Birger P.: *Produktive Kraft, sittliche Ordnung und geistige Macht. Denkstile der deutschen Nationalökonomie im 18. und 19. Jahrhundert*. (Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie 13). Metropolis: Marburg 1998, S. 115–130.

²⁰Sartorius, Sp. 215.

²¹Ricardo, David: *The High Price of Bullion. A Proof of the Depreciation of Bank Notes*. Printed for John Murray: London 1810, S. 31.

²²Vgl. zu Müller als Finanztheoretiker Koehler, Benedikt: *Ästhetik der Politik. Adam Müller und die politische Romantik*. Klett-Cotta: Stuttgart 1980, S. 200–206; siehe weiterhin Hartmann, Alois: *Sinn und Wert des Geldes. In der Philosophie von Georg Simmel und Adam (von) Müller. Untersuchungen zur anthropologisch sinn- und werththeoretischen und soziopolitisch-kulturellen Bedeutung des Geldes in der Lebenswelt und der Staatskunst*. Verlag für Wissenschaft und Kultur: Berlin 2002, S. 214–358.

des „gemeinsten Verstande[s]“, die besagen, dass die „Depreciation der Geldzeichen“ von ihrer „unverhältnismäßige[n] Menge“ herrührt. Er argumentiert nun, dass es – in Bezug auf England wie auch auf die „[e]uropäischen Staaten“ – zwar einerseits einen „Ueberfluß [...] der Geldzeichen“ gäbe, andererseits aber auch einen „empfindlichsten Geldmangel[]“ (VNTG, S. 293); und gut organologisch²³ führt er fort: „Wo zu viel Geldzeichen vorhanden sind, da sind auch sicherlich zu gleicher Zeit wieder zu wenig, eben so, wie, wo zu viel Blut auch wieder Mangel des Bluts: das zu Viel und zu Wenig deutet auf Häufungen in einzelnen Organen, und auf Stockungen in Andern“ (VNTG, S. 295).

So zu argumentieren ist freilich auch aus Sicht des organologischen Denkens des frühen 19. Jahrhunderts nicht besonders überzeugend, da das Blutvolumen im Paradigma des Blutkreislaufs seit William Harvey²⁴ gerade keinen solchen Zuläufen ausgesetzt ist wie das Geld in den Staaten, die über Papiergeld ihre Staatsschulden auszugleichen und den Haushalt zu finanzieren versuchen.²⁵ An anderer Stelle ist Müller das auch durchaus bewusst, wenn er davon spricht, dass die europäischen Staaten „wider ihren Willen mit Papier-Circulationen *überschwemmt* worden sind“ (VNTG, S. 293; Herv. MB).

Widersprüche wie diese nimmt Müller in Kauf, weil er in England ein finanzpolitisches Modell vorfindet, das seinen staatstheoretischen Vorstellungen entspricht. Müllers Überlegungen richten sich insbesondere auf die „Bank von England“. In ihr sieht er die höchste „Personalität“ des Staates verwirklicht (VNTG, S. 255–256).²⁶ Dieses Argument ist der besonderen Situation in England geschuldet, da Georg III. seit 1811 aufgrund einer Geisteskrankheit nicht selbst regieren kann. Müller argumentiert so: „Während auf dem Continent von Europa die öffentliche Meinung dahin überein kommt, daß alles politische Heil in der Persönlichkeit des Königs, und in dem Vorrath des Goldes, oder der edeln Metalle liegt – fehlt in England der König, fehlt daselbst das Gold“. Stattdessen gibt es die „Persönlichkeit des Parlaments“, die regiert, als stehe ihr ein König

²³Vgl. zu Müllers organischem Denken Matala de Mazza, Ethel: *Der verfaßte Körper. Zum Projekt einer organischen Gemeinschaft in der Politischen Romantik*. (Dissertation). Rombach: Freiburg i.Br. 1999, S. 103–114; vgl. Köhler, Sigrid G.: „Die Kunst des Vertrags. Adam Müllers Vermittlungstheorie zwischen Recht, Rhetorik und Ästhetik“. In: Lieb, Claudia/Strosetzki, Christoph (Hrsg.): *Philologie als Literatur- und Rechtswissenschaft. Germanistik und Romanistik 1730–1870*. Universitätsverlag Winter: Heidelberg 2013, S. 205–222, hier S. 205; Kozik, S. 93–106.

²⁴Vgl. zur Entdeckung des Blutkreislaufs Wink, Konrad: *Die Entdeckung des Blutkreislaufs. Historische Entwicklung der Erkenntnisse über den Blutkreislauf- Auswirkungen auf das heutige Verständnis von Herz-Kreislaufkrankheiten*. Peter Lang: Frankfurt a.M. 2014, und zur Entwicklung der Debatte im 18. Jahrhundert Fuchs, Thomas: *Die Mechanisierung des Herzens. Harvey und Descartes – der vitale und der mechanische Aspekt des Kreislaufs*. (Dissertation). Suhrkamp: Frankfurt a.M. 1992, S. 199–222.

²⁵Vgl. zu den Analogien von Blut- und Geldkreislauf um 1800 Vogl 2002, S. 223–245; schon John Law, auf den ich unter Punkt 3 ausführlich zu sprechen komme, formuliert diesen Vergleich (vgl. hierzu Gaettens, Richard: *Geschichte der Inflationen. Vom Altertum bis zur Gegenwart*. Battenberg: München 1982, S. 106).

²⁶Vgl. hierzu Vogl 2002, S. 270–288.

vor, und die „Persönlichkeit der Bank“ (VNTG, S. 272–273), die auf finanzpolitischer Ebene den Glauben an den Staat dadurch gewährleistet, dass sie Geldscheine anstelle von Gold ausgibt. Und Geld wiederum, und zwar Münzgeld wie Papiergeld, so hatte Müller schon in den *Elementen der Staatskunst* von 1809 argumentiert, ist gleichermaßen ein „Repräsentant“ der „National-Kraft“ (ES II, S. 205).²⁷

Die Nationalbank gehört also für Müller – und das ist für die Frage nach den ökonomischen Nebenfiguren der Souveränität von hohem Interesse – in den Zentralbereich der britischen Souveränität: Wie „das Kopfbild des Suveräns auf den Münzen [...] die Gegenwart der Nation bei jedem einzelnen Handel sehr sinnreich“ anzeigt (ES II, S. 278), so wird im „Nationalcredit“ (VNTG, S. 255), den das „Papiergeld“ darstellt, der „Glauben an den Staat“ auf Ebene des „Wortgeld[es]“ (VNTG, S. 87; 159), verstanden als Geld, das nur durch das schriftlich gegebene Wort seinen Wert erlangt,²⁸ gewährleistet. Damit wird das Übel geheilt, dass der „persönliche[] Glaube“ des Menschen in den Staat verloren gegangen ist bzw. die Menschen „von dem Glauben, [...] von der Persönlichkeit abgefallen“ sind. Die Bank von England bietet sich also – gerade weil sie (bzw. mit ihr alle „Theilhaber an dem Britischen National-Vermögen“) den „Bankerott“ bei der riskanten Umstellung auf Papiergeld vermieden hat – als eine Persönlichkeit des Glaubens, des „Glauben[s] an den Staat“ (VNTG, S. 163; 314; 87) an, dessen sprachliches Abbild das genannte „Wortgeld“ ist.

Man muss allerdings dazu sagen, dass Müller, wiewohl er sich früh der Meinung anschließt, dass der „Glauben an die Allmacht des Metallgeldes“ ein „Aberglauben“ ist,²⁹ bei seinem hohen Lied des Papiergeldes³⁰ durchaus berücksichtigt, dass dieses nicht automatisch dazu führt, den Glauben in den Staat zu vergrößern: „Die Welt hält“, schreibt Müller, „die Schuldenverhältnisse, die Creditsysteme und das Papiergeld“ für „reine Uebel: thue sie nur noch den einzigen Schritt zu erkennen, daß der Mißbrauch der Menschen diese höchst natürlichen Dinge erst zu Uebeln gemacht hat [...], man zähme sie: und diese reinen Uebel werden die kräftigsten Bindungsmittel des Staates“ (VNTG, S. 163).³¹ Missbrauch ist also

²⁷Ich zitiere im Folgenden unter der Sigle ES nach Müller, Adam Heinrich: *Die Elemente der Staatskunst. Öffentliche Vorlesungen vor Sr. Durchlaucht dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar und einer Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten, im Winter von 1808 auf 1809, zu Dresden, gehalten*. Sander: Göttingen/Berlin 1809.

²⁸Hierzu Matala de Mazza, S. 333–336.

²⁹Müller, Adam Heinrich: Vom Papiergelde. In: ders.: *Ausgewählte Abhandlungen*, hrsg. v. Jakob Baxa. Fischer: Jena 1931, S. 60–67, hier S. 65.

³⁰Ähnlich Gentz, der behauptet, dass das „Papiergeld [...] gerade in den Gewohnheiten und Bedürfnissen des Volks am tiefsten Wurtzel geschlagen hat“ (Gentz, Friedrich: Ueber eine plötzliche Tilgung des oesterreichischen Papiergeldes. In: ders.: *Gesammelte Schriften*, hrsg. v. Günther Kronenbitter. Olms-Weidmann: Hildesheim 2004, S. 280–282, hier S. 281). Zum Verhältnis Gentz/Müller vgl. Kozik, S. 131–141.

³¹Wörtlich wiederholt Gentz diesen Absatz in einem Artikel von 1817 (also ein Jahr später) ohne Hinweis auf Müller: „man zähme sie, und diese sogenannten Uebel werden die kräftigsten Bindungsmittel des Staates [...] werden“ (Gentz 2004, S. 296).

möglich, konzidiert Müller, aber es gibt eben, zumindest in England, durchaus auch die Möglichkeit, das wilde Papiergeld durch Zähmung vom Natur- in den Kulturzustand zu führen und damit zum Sinnbild des „Zutrauen[s] der [...] Nation zu ihrer eigenen Zukunft“³² zu machen.

So war – mit Betonung auf der Vergangenheitsform – es auch in Preußen: „der preußische Kredit [...] beruhte“ auf einem „gewisse[n] nationalen Selbstvertrauen auf Friedrichs Siege“, schreibt Müller, die enge Verknüpfung von Krieg und Schuldenkrisen enthymematisch voraussetzend. Er bezieht sich dabei wohl auf die Finanzierung des Siebenjährigen Krieges durch Friedrich den Großen (allerdings ohne Papiergeld, sondern durch Münzverschlechterung).³³ Das „war“, fährt Müller fort, „ein geistiges Kapital, welches dem physischen auf ein halbes Jahrhundert die Wage halten mochte“. Die „Unzulänglichkeit der baaren Fonds des Preussischen Staates“ wie sie jetzt, nach den Niederlagen von Jena und Auerstedt, sich darstellen – gemeint sind „die Bank, die Seehandlung und de[r] Schatz“³⁴ – sind aber nur eine Seite des Problems. Das wahre, „geistige[] Kapital“ liegt bzw. sollte darin liegen, dass die „Preussische Staathswirtschaft ein ideales Haupt“ gewinnt (ES III, S. 66–68), dem ein Glauben entgegengebracht bzw. ein Kredit zugemessen werden kann³⁵ wie dem britischen Staat in Form der Nationalbank.

Doch die Hoffnung hat getrogen. 1819, im (bis jetzt in der Forschung übersehenen) „Versuch über den Kredit“, stellt Müller fest, dass es, zumindest zum Zeitpunkt der Niederschrift, den entscheidenden Glauben nicht mehr gibt, der den finanziellen Kredit stützt. Zwar gilt nach wie vor der Satz „Kredit ist Glaube“³⁶ (GS I, S. 173; Herv. MB), aber der dazugehörige Glaube fehlt. Dementsprechend betont Müller stärker die Differenz von finanziellem Kredit und Realität im Glauben: Er stellt fest, dass sich der vom einzelnen Bürger aufgenommene

³²Müller, Adam Heinrich: Vom Nationalkredit. In: ders.: *Ausgewählte Abhandlungen*, hrsg. v. Jakob Baxa. Fischer: Jena 1931, S. 86–88, hier S. 87.

³³Vgl. Gaettens, S. 147–172.

³⁴Müller nennt mit der „Bank“ den sich seit dem Tilsiter Frieden im „Stillstand[]“ bzw. in der Reorganisation befindlichen königlichen Giro- und Lehn-Banco von 1765 (Niebuhr, Marcus von: *Geschichte der Königlichen Bank in Berlin von der Gründung derselben (1765) bis zum Ende des Jahres 1845*. Decker: Berlin 1848, S. 92), mit der „Seehandlung“ die aktienbasierte staatlichen Handlungsgesellschaft zur Verbesserung des preußischen Außenhandels (hierzu Wandel, Eckhard: *Banken und Versicherungen im 19. und 20. Jahrhundert*. (Enzyklopädie deutscher Geschichte). De Gruyter; De Gruyter Oldenbourg: Berlin/Boston 1998, S. 5.; vgl. auch Pohl, S. 209) und mit dem „Schatz“ die „mobile Staatskasse“, die Preußen bei der Ankunft Napoleons auf Schiffe verladen ließ und mit der es seine weiteren Kriegskosten bestritt (vgl. Winter, S. 23–24).

³⁵Hierzu auch Achermann, Eric: *Worte und Werte. Geld und Sprache bei Gottfried Wilhelm Leibniz, Johann Georg Hamann und Adam Müller*. (Frühe Neuzeit 32). De Gruyter: Berlin 1997, S. 269–270; 277–278.

³⁶Ich zitiere im Folgenden unter der Sigle GS nach Müller, Adam Heinrich: *Adam von Müllers gesammelte Schriften*. Franz: München 1839.

„hypothekarisch[e] Kredit“ und der „*Nationalkredit*“ in einem intrikaten Verhältnis befinden, bei dem man nicht weiß, wer für wen die Sicherheit darstellt:

[D]er Staatskredit hat uns an den Grundkredit, als seine eigentliche Basis, und letztere wieder an den ersteren gewiesen, und so sind wir, wieder [...] betrogene Gläubiger in jenem Schwindelgeschäfte, welches man Wechselreiterei zu nennen pflegt, herüber und hinübergeschickt und zuletzt nur davon überzeugt worden, daß überall nur Schein, nirgends Realität sey [...] (GS I, S. 174–179).

Die Einschätzung der „Wechselreiterei“ oder des „erdichtete[n] Schuldschein[s]“ als Betrug darf als eine letzte Abkehr von der Position Thorntons gewertet werden, der dieses Geschäftsmodell in seinen Ausführungen zum *paper credit* noch positiv einstuft. Der wechselseitige Bezug bzw. die Akzeptanz von Wechseln, ohne dass dem ein „wirklicher Warenkauf[]“ zugrunde liegt,³⁷ bezeichnet für Müller nun, also im Jahre 1819, nicht weniger als die Realitätslosigkeit des Kreditgeschäfts. Das Problem liegt in der oben genannten Verschränkung von Kredit und Glauben: Um einen Kredit (im finanziellen Sinne) aufzunehmen, bedarf es eines Kredits (im moralischen Sinne). Der Gläubiger muss, wie der Name schon sagt, an den Schuldner und seine Fähigkeit, den Kredit zurückzahlen zu können, glauben. Diesen Glauben will sich aber der Schuldner überhaupt erst, wie es Müller ausdrückt, durch den schuldenfinanzierten Kauf von Grundeigentum „verdienen“ und durch den Staat garantieren lassen; einen Staat wohlgerne, der den Kredit, den er bei den Bürgern hat (Kredit hier ebenfalls in einem moralischen oder sozialen Sinne), dafür verwendet, bei eben diesen Bürgern, zum Beispiel in Form von Staatsanleihen, Kredit (im finanziellen Sinne) aufzunehmen.

Schuld an diesem (be-)trügerischen Szenario ist – diesem Topos schließt sich Müller mittlerweile an – Adam Smith³⁸ bzw. der Zeitgeist, der von vielen Deutschen mit dem Namen Adam Smith belegt wird.³⁹ Müller sieht um sich herum eine

³⁷Thornton, S. 27. Dagegen polemisiert schon Sartorius, Sp. 217–218.

³⁸Zu Müllers Abwendung von Smith, den er früher den „großen Mann[]“ genannt hatte (Müller, Adam Heinrich: Adam Smith. In: ders.: *Ausgewählte Abhandlungen*, hrsg. v. Jakob Baxa. Fischer: Jena 1931, S. 76–81, hier S. 76), vgl. Langner, Albrecht: „Zur konservativen Position in der politisch-ökonomischen Entwicklung Deutschlands vor 1848“. In: ders. (Hrsg.): *Katholizismus, konservative Kapitalismuskritik und Frühsozialismus bis 1850*. (Beiträge zur Katholizismusforschung. Reihe B: Abhandlungen). Schöningh: München et al. 1975, S. 11–73, hier S. 41–50; Langner, Albrecht: „Kommentar“. In: Müller, Adam: *Adam Müller. 1779–1829*, hrsg. v. Albrecht Langner. Schöningh: Paderborn et al. 1988, S. 43–44; Achermann, S. 270–272; Harada, Tetsushi: *Politische Ökonomie des Idealismus und der Romantik. Korporatismus von Fichte, Müller und Hegel*. (Volkswirtschaftliche Schriften 386). (Dissertation). Duncker & Humblot: Berlin 1989, S. 94–101; Harada, Tetsushi: *Adam Müllers Staats- und Wirtschaftslehre*. (Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie, Bd. 26). Metropolis: Marburg 2004, S. 35–62.; Brodbeck, S. 248; 259.

³⁹Vgl. allgemein zur Smith-Kritik in Deutschland Raphael, David D.: *Adam Smith*. (Reihe Campus, Bd. 1043). Campus: Frankfurt a.M./New York 1991, S. 100–105; Priddat, S. 65–78; 111–132; 283–320.

„Gemeinschaft der Privatwillkür, der Privatdenkfreyheit und des Privatnutzens“ am Werke, die mit der „Wunderkraft des Geldes“ die göttlichen Wunder aus der Welt geschafft hat. Die Täuschung kommt dadurch zustande, dass sich der Kredit sozusagen selbstständig gemacht hat. Die Teilhaber von Kreditgeschäften gehen also davon aus, dass sie das Recht haben, „wie Gott die Welt und die vorhandenen Personen und Sachen einmal erschaffen habe [...], sie noch einmal in verkäuflichem Papier, in Obligationen und Wechsel nachzuerschaffen“ (GS I, S. 181). Und diese eigene Welt stellt sich für Müller zwischen Gott und die wirkliche Welt. Und das wiederum zieht die Souveränität aus ihrem göttlichen und königlichen Zentrum ab und lässt sie in einen nicht mehr übersehbaren Graubereich diffundieren.

Aus diesen Gründen schlägt Müller vor, im Umgang mit der Kreditwürdigkeit des Menschen und des Staates zwei Faktoren wieder zu berücksichtigen, die es in seinen Augen allein vermögen, finanziellen Geschäften wieder ihre ursprüngliche „Wirklichkeit“ zu geben. Diese beiden Größen bestehen einerseits in der „religiösen Gesinnung“ bzw. der „Glaubensgemeinschaft“ der Kirche als dem eigentlichen Ort des Glaubens, andererseits in einem Staat, der gerade nicht nur theoretisches Konstrukt oder „wesenlose[r] Staatsbegriff“ ist, sondern durch die gewachsenen Gesetze und durch seine realen Repräsentanten und deren reale Herrschaft seinerseits Realität gewinnen kann, so dass man ihm „wirklichen Kredit“ beimessen kann (GS I, S. 177–189).

Halten wir bis hierhin fest, dass Müller im Jahre 1819 die Vorstellung, dass Geld, genauer gesagt: Papiergeld und allgemeiner gesprochen: der Nationalkredit, so etwas wie ein Ausdruck der Nationalkraft sein kann, verneint. Er begründet das damit, dass sich mittlerweile das Kreditgeschäft in die Rolle von Gott und Souverän drängt, dabei aber gerade nicht Objekt eines Glaubens sein kann und will.

Dieser Gedanke stellt einerseits eine Art Wende in Müllers Denken dar, ist aber andererseits nur in seiner Konsequenz vollständig neu. Müller hatte bereits früh, wenn auch in ganz anderen Zusammenhängen, immer wieder vor einer Politik gewarnt, bei der „Geld“ zur „bloße[n] Waare“ wird und damit seine „nationale Bedeutung“ verliert, mit dem Erfolg, dass „das Finanz-Geschäft aus einem Staatsgeschäft zu einem Banquier-Geschäfte“ wird (ES II, S. 293). Mit diesen Bankiers ist nun endgültig ein neuer Aktant in die Ordnung zwischen Bürger und Staat eingetreten, bei dem es sich freilich nicht um eine feste, sondern eine diffundierende, schwer festzumachende Größe aus dem Graubereich der ökonomischen Macht handelt.

3 Tieck: Fortunat

Gehen wir zurück vom letztlich erfolgreichen englischen Papiergeldexperiment von 1797 zu einem weniger erfolgreichen diesbezüglichen Versuch im Frankreich des frühen 18. Jahrhunderts. Kurz nach Übernahme seines Amtes, also

1715, erteilt der Herzog von Orléans, der anstelle des noch unmündigen Ludwigs XV. die Regentschaft in Frankreich ausübt, dem schottischen Bankier John Law die Erlaubnis zur Errichtung einer privaten Kreditbank, die bald schon zu einer Staatsbank umgewandelt wird: die „Hauptantriebskraft des Finanzgeschehens“ der nächsten Jahre, wie Law rückblickend schreibt.⁴⁰ In diesem Zusammenhang werden Noten durch die Banque Générale (ab 1718: Banque Royale) ausgegeben, die bald zu Staatspapiergeld werden. Die Ergebnisse sind bekannt: Nach einem anfänglichen Wirtschaftsboom wird Frankreich, allerdings durch eine letztlich unglückliche Verquickung der französischen Finanzpolitik mit dem Aktiengeschäft der neuorganisierten französischen Überseeaktivitäten in Form der Compagnie de Commerce d'Occident, spätestens seit 1720 von einer ungeheuren Inflationswelle überrollt.⁴¹

Doch von diesen Entwicklungen weiß der Herzog im Jahre 1715 noch nichts. Nach einer zeitgenössisch bekannten Anekdote entlässt er nach Einstellung Laws sämtliche Hofalchimisten mit dem Argument, dass er jetzt eine bessere und sichere Methode entdeckt habe, für den Staat an Geld zu kommen.⁴² Diese Anekdote formuliert Tieck in seinem *Fortunat*-Drama von 1815/1816 aus: Abweichend von der Vorlage, also dem *Fortunatus* von 1509,⁴³ beschreibt er im zweiten Teil seines Dramas, der dem Schicksal der Fortunatus-Söhne Andalosia und Ampedo gewidmet ist, ausführlich Aufstieg und Fall des Alchimisten Reymund, dies allerdings, entsprechend der Vorlage, am englischen Hof.

⁴⁰Law, John: Abhandlung über die königlichen Steuern. In: ders.: *Handel, Geld und Banken*, hrsg. und übers. v. Achim Toepel. Akademie-Verlag: Berlin 1992, S. 205–240, hier S. 206.

⁴¹Vgl. Gaetens, S. 100–126; vgl. Hotman De Smedt, Helma/van der Wee, Herman: „Die Entstehung des modernen Geld- und Finanzwesens Europas in der Neuzeit“. In: Pohl, Hans/Bonin, Hubert (Hrsg.): *Europäische Bankengeschichte. Im Auftrag des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts für bankhistorische Forschung*. Knapp: Frankfurt a.M. 1993, S. 75–176, hier S. 143–144.

⁴²Hierzu Binswanger, Hans Christoph: *Geld und Magie. Deutung und Kritik der modernen Wirtschaft anhand von Goethes ‚Faust‘*. Edition Weitbrecht: Stuttgart 1985, S. 52.; vgl. Kerschagl, Richard: *Die Jagd nach dem künstlichen Gold. Der Weg der Alchimie*. (Volkswirtschaftliche Schriften H. 202). Duncker & Humblot: Berlin 1973, S. 64. Zur Entwicklung des Gedankens des Staatskredits aus dem Geiste der Alchemie am Beispiel des englischen Hofes und des Hartlib-Kreises vgl. Wennerlind, Carl: *Casualties of Credit. The English Financial Revolution, 1620–1720*. Harvard University Press: Cambridge/Massachusetts. 2011, S. 44–79.

⁴³Zum Verhältnis von Tiecks Fortunat zum Bezugstext vgl. Szafarz, Jolanta: „Die Rezeption mittelalterlicher Volksbuchmotive in Ludwig Tiecks Dramen“. In: Kühnel, Jürgen (Hrsg.): *Mittelalter-Rezeption. Die Rezeption mittelalterlicher Dichter und ihrer Werke in Literatur, bildender Kunst und Musik des 19. und 20. Jahrhunderts. Gesammelte Vorträge des Salzburger Symposions*. (Mittelalter-Rezeption 1). Kümmerle: Göppingen 1979, S. 127–140. Vgl. hierzu auch die Aufsätze von Mathias Herweg und Susanne Reichlin in diesem Band.

Tieck adaptiert die Anekdote in seinem Universaldrama, das im gewissen Sinne seine romantische Periode abschließt,⁴⁴ so, dass er nicht eine, sondern eine Reihe von Ersetzungen von Finanzjongleuren beschreibt. Anfangs sticht nämlich Reymund, auch er wie John Law von außen kommend, durch seine alchemistische Tätigkeit die vorherigen Berater des Königs aus: „Der teure König ist verwandelt ganz / Seit dieser unglückselige Adept / Hier unser London nur betrat, Gehör / Und blind Vertraun des gnäd'gen Herrn gewann / Sind wir wie überflüssig“ (T, S. 971),⁴⁵ so die Perspektive von Lord Herbert, einem früheren Vertrauten des Königs.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, dass der Alchemist sich eigentlich gar nicht so sehr als finanzieller Berater, sondern als zum Hofmedicus komplementärer Arzt begreift, der dem König eine Diätetik verschreibt, die dieser auch annimmt: „[I]ch gebe mir auch Mühe, alles so auszurichten, wie Ihr es mir sagt, ich esse, ich trinke weniger, ich ziehe mir vom Schläfe ab, ich hüte mich vor Zorn und jedem ungeziemenden Wort“. Allerdings überformt der König die Diätetik geldtheoretisch: „Ich soll, wie Ihr ausdrücklich verlangt, keine Begier, keinen Wunsch nach dem Golde haben, und doch sinnen wir Tag und Nacht darauf, wie wir welches hervorbringen wollen [...] wie ich endlich den Stein der Weisen finden will“ (T, S. 975). Ein Wunsch, den Reymund aber nicht erfüllen will und natürlich auch nicht kann.

Irgendwann, so dämmert es Reymund, ist er jedoch genauso überflüssig geworden, wie er zuvor die Berater des Königs überflüssig gemacht hat. Ihm fällt auf, dass nicht mehr er es ist, der spät abends „ins Kabinett“ (T, S. 977) gerufen wird. Auch auf Anfrage ist der König „nicht für mich zu sprechen“ (T, S. 1011). Anfangs erklärt er es sich so, dass der königliche „Herr allein“ weiter experimentiert und „den Stein der Weisen, / Das große Elixier allein gefunden“ hat (T, S. 1011). Aber der König hat sich, wie in der Anekdote, von der Alchemie abgewandt:

Vorbei, mein Lieber, diese Jugendträume,
Die Schwärmerei, Kastein und Beten, alles;
Ihr seid auf falschem Wege. Saht Ihr wohl.
Die neuen goldnen Münzen ausgegeben.
Aus unserm Schatz? Wir habens, Freund, wir habens!
Doch Eur Merkur und Jovis Glanz und Venus,
Das alles ist nur Fabelei. [...] (T, S. 1011)

⁴⁴Scherer, Stefan: *Witzige Spielgemälde. Tieck und das Drama der Romantik*. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 26 (260)). De Gruyter: Berlin/New York 2003, S. 442–443 spricht bereits von einem frührealistischen Drama. Ähnlich Scherer, Stefan: „Nach 1800. Von der Literaturkomödie zum frührealistischen Universalschauspiel“. In: Markert, Heidrun (Hrsg.): *Ludwig Tieck (1773–1853): ‚lasst uns, da es uns vergönnt ist, vernünftig seyn!‘*. (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik N.F., 9). Peter Lang: Bern 2004, S. 129–147, hier S. 141.

⁴⁵Ich zitiere im Folgenden unter der Sigle T nach Tieck, Ludwig: Phantasmus. In: ders.: *Schriften in zwölf Bänden*, Bd. 6, hrsg. v. Manfred Frank. Deutscher Klassiker Verlag: Frankfurt a.M. 1985.

Und dann gibt der König seinem Alchimisten den entscheidenden Rat in Bezug auf die gesuchte „Materie“, also die *Prima materia*:

KÖNIG [...] Viel simpler ists, ich hab' sie Freund, ich hab' sie —

Soll ichs Euch nennen? he?

REYMUND — Mein hoher Herr —

KÖNIG Nun sperrt den Sinn mal auf, sucht zu begreifen,

Ins Ohr will ichs Euch sagen: — Leder ists! (T, S. 1011)

„Leder“: Die Rede des Königs bezieht sich vorderhand auf das Glücksäckel, das Andalosia von seinem Vater geerbt hat; einen Lederbeutel also, aus dem man mit jedem Griff Goldstücke ziehen kann. Dieses Glücksäckel hat die Königstochter Agrippina dem in sie verliebten Andalosia mittels eines Schlaftrunks entwendet. Und in dessen Besitz glaubt wiederum der König bald zu sein. Das ist aber den Anwesenden nicht verständlich. Der Leibarzt löst das königliche Rätsel dergestalt auf, dass er glaubt, dass der König eine „neue Taxe [...] aufgelegt“ habe – und zwar „auf alles Leder im Lande“ (T, S. 1012).

Mit Blick auf die Analogien zu der genannten Anekdote bietet sich jedoch noch eine andere Allegorese, und dies nicht nur im Hinblick auf die Rede des Königs, sondern das gesamte Drama, an. Angesichts der Tatsache, dass Notgeld seit der Antike durchaus auch auf „Leder“ gedruckt wurde,⁴⁶ gibt es eine recht naheliegende Lösung, wie der König mit dem Glücksäckel das Staatsäckel gefühlt haben könnte: Aus Leder, aus Banknoten, soll neues Geld entstehen bzw. ist bereits entstanden, was, wie im Frankreich des frühen 19. Jahrhunderts und ja auch im positiven Experiment Englands um 1800, alsbald auch zur Inflation führt: „des Landes Teurung“ (T, S. 1088).

Diese belebende und weniger belebende Wirkung des Geldes ist insofern bemerkenswert, als die Übergabe des Glücksäckels von Agrippina an den König nie eintritt. Wenn Andalosia sich dazu entschließt, sich und die Königstochter mit dem Wünschhut zweimal nach Irland zu befördern, um ihr dort das

⁴⁶Vgl. zur Geschichte des Ledergeldes in antiken Quellen Brandt, Hartwin: *Zeitkritik in der Spätantike. Untersuchungen zu den Reformvorschlägen des Anonymus De rebus bellicis*. (Vestigia 40). (Dissertation). C. H. Beck: München 1988, S. 23–24; Zur Verwendung von Ledergeld im Mittelalter vgl. Kulišer, Iosif Michajlovič: *Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit*, Bd. 1. Oldenbourg: München 1958, S. 317; Gebhard, Verena: „Das Ledergeld Kaiser Friedrichs II. in einer Miniatur des 14. Jahrhunderts“. *Geldgeschichtliche Nachrichten* 43, 2008, S. 74–76; zur Verwendung in der Frühen Neuzeit vgl. Art.: „Leder“. In: Lobenstein-Reichmann, Anja/Reichmann, Oskar (Hrsg.): *Frühneuhochedeutsches Wörterbuch*, Bd. 9.1. De Gruyter: Berlin 2012, Sp. 568–574, hier Sp. 568.

„Zaubersäckel“ bzw. „Säckel“ (T, S. 1017; 1082) abzunehmen, beim zweiten Mal ja auch durchaus erfolgreich, dann deswegen, weil sich das geldspendende Etwas nach wie vor in ihrem Besitz befindet. Die Bitte des Vaters, vor und nach dem ersten Irland-Flug, ihr das Glücksäckel zu übergeben, beantwortet Agrippina mit Nein („Nie, lieber Vater“) bzw. mit Kredit auf die Zukunft („Künft'gen Monat“; T, S. 1024), die aber nie eintritt. Die vom König erwähnte Erhöhung der Geldmenge scheint also lediglich im Vertrauen oder Glauben auf das in der Zukunft zu besitzende Wundersäckel erfolgt zu sein.

Auch wenn sich Andalosia als ein Freund und Bekannter des „*Duc d'Orleans*“ (T, S. 1079) ausgibt, wie es auch John Law war, so endet hier die genaue Parallele mit der Anekdote. Zwar wird der Alchemist Reymund, zumindest vorläufig, arbeitslos gemacht, aber das führt keineswegs dazu, dass Andalosia an seiner Stelle die Rolle eines Finanzberaters o. ä. in England einnehmen könnte. Ganz im Gegenteil, seit der Episode, da er den König von England durch ein Gastmahl, das er nur auf Gewürzfeuer gekocht hat, beschämt hat, wird er von diesem und seinem Hofstaat lediglich als ein Konkurrent oder sogar Feind wahrgenommen, den es zu eliminieren gilt: Nachdem die Gäste königlich geschmaust haben, moniert Margarethe, die Dienerin Agrippinas, dass alle Welt denken könnte, Andalosia „wäre des Königs Majestät selbst“ (T, S. 995). So sagt sie es diesem auch selbst, quasi in einer Art Rechtfertigung, dass sie Agrippina geholfen hat, den Beutel zu entwenden: „Er spricht, als wenn er ein König wäre, der fremde unbekannte, wetterwendische junge Herr“ (T, S. 997).⁴⁷

Die Magd spricht exakt die Gedanken ihres Herrschers aus. Dieser will gerade nicht einen zweiten Reymund oder ersten John Law an seinem Hofe als einen Finanz-Schattenherrscher, sondern er will die Leder- oder Notenpresse ganz für sich haben. Jede Form von Ausdehnung seiner Souveränität, zum Beispiel in Form einer (von Müller ja als Teil der Souveränität gutgeheißenen) Nationalbank lehnt er ab. Ja, selbst den „Finanzminister“ hat er in der Hoffnung darauf, irgendwann das Glücksäckel zu erhalten, „abgeschafft“ (T, S. 1013). Der König von England glaubt verstanden zu haben, dass die Abhängigkeit von Finanzgebern seine Souveränität unterhöhlt oder eben diffundiert, und verfolgt daher das Ziel, das Geld ins Zentrum seiner Herrschaft zurückzuholen und mithin zurück an seine Person zu binden.

Bleibt zu erwähnen, dass er dieses Ziel nie erreichen wird: So lange seine Tochter das Glücksäckel besitzt, übergibt sie es ihm nicht, später kann sie es nicht mehr, weil sie unerkannt in einem irischen Kloster lebt und Andalosia das Glücksäckel zurückerobert hat. Dementsprechend muss der König, obwohl er weiß, dass das wirkungslos ist, erneut auf die Alchemie als Geldvermehrungsmaschine zurückgreifen und Reymund dementsprechend in eine der Positionen befördern,

⁴⁷Vgl. Bergengruen, Maximilian: „Vom ‚Glückseckel‘ zum Staatssäckel. Politische Schulden in den romantischen Fortunatus-Dramen (Chamisso, Tieck)“. In: Kirchmeier, Christian (Hrsg.): *Das Politische des romantischen Dramas*. (Athenäum Sonderheft). Schöningh: Paderborn 2019, S. 89–106.

die er eigentlich abschaffen wollte: Ja, Letzterer wird nicht nur Finanz-, sondern sogar „Staatsminister“ (T, S. 1068).

Aber auch auf der anderen Seite, also bei Andalosia und Ampedo, geht es trotz des Besitzes einer Geldvermehrungsmaschine namens Glücksäckel nicht besser. Immerhin erwägt Ampedo, er allerdings beim König von Zypern, das zu machen, was sich für Andalosia in England angeboten hätte, nämlich einen Nationalkredit zu geben:

Auch hab' ich eingesehn, daß ich des Golds.
Niemals bei unserm Schatz ermangeln kann,
Drum schiens mir klug getan, dem Könige.
Das *große Darlehn* willig hinzugeben (T, S. 1091, Herv. MB).⁴⁸

Die Betonung liegt in diesem Falle auf „Schatz“: Das Geld oder Gold für das Darlehen an den König nimmt Ampedo aus dem Geld, das ihm sein Bruder ausgeschüttet hatte, bevor Letzterer das Glücksäckel für sich und seine Reise nach England genommen hatte („Ich habe schon so viel für dich gemünzt, daß mir die Finger noch weh tun, du hast an Geld für viele Jahre den größten Überfluß“; T, S. 969). Es geht also um bereits vorhandenes, endliches Geld und keinen Dauerkredit.

Und obwohl Andalosia diese Entscheidung als „[s]ehr weislich“ (T, S. 1091) preist, macht er das Gegenteil von seinem Bruder. Während Ampedo nämlich tatsächlich, wie Andalosia nur verspricht, auf „beide Kleinod“ (T, S. 1090), also auf Glücksäckel und Wunschhütlein, verzichtet, entscheidet sich Letzterer dafür, mit dem Wunschhütlein „zum zweitenmal“ (T, S. 1091) nach Irland zu fliegen, um Agrippina aus dem irischen Kloster zu befreien und sie dem zyprischen König zuzuführen. Und auch auf den Dienst des Glücksäckels verzichtet er nicht, wie die Schlussepisode zeigt, in der Graf Limosin, der ebenfalls wissen möchte, „woher du dein Vermögen schöpfest“ (T, S. 1114), ihm dieses abnimmt, davon aber nicht profitieren kann, weil Andalosia in der Gefangenschaft „geendigt“ hat (T, S. 1121) – und damit das Glücksäckel seine Geldvermehrungsfunktion verliert.⁴⁹

Letztlich haben beide Brüder, obwohl sie sich geläutert haben, aus finanzpolitischer Sicht einen Fehler begangen: Ampedo, weil er nur sein Festgeld verliehen hat, Andalosia, weil er es letztlich nicht über sich bringen kann, die von ihm verantwortete Notenpresse des Glückssäckels an seinen „natürlichen“ Besitzer, den König von Zypern, zu geben. So sterben beide jämmerlich, der eine im Verlies des Grafen Limosin, der andere am Schlagfluss, der ihn „vom Stuhl“ fallen lässt (T, S. 1118).

Dabei standen die Zeichen eigentlich, anders als in England, gut, da sich der König von Zypern „so freundlich“ gegen die Brüder, insbesondere Andalosia, verhielt „[w]ie nur sein Vorfahr gegen unsern Vater“ (T, S. 1091), ja, letztlich

⁴⁸Vgl. hierzu ausführlich ebd.

⁴⁹Das Glücksäckel erlaubt es nach dem Tode der beiden Brüder nicht mehr, „Gold“ aus ihm zu „schöpf[en]“ (T, S. 1122), da die Wunderkraft nur hält, „[s]o lange du, der Deinen einer leben mag“ (T, S. 852).

„Freundschaft“ für die beiden empfand (T, S. 1092)⁵⁰ – wie der Duc d’Orleans für John Law, möchte man hinzufügen. Es wäre also in Zypern grundsätzlich möglich gewesen, Politik und Geldwirtschaft im Sinne des Landes zu vereinen und die Rolle einzunehmen, die Andolosia bzw. den beiden Brüdern durch den Verweis auf die Orléans-Anekdote zugeordnet war, nämlich die Alchemie durch eine zeitgenössische Finanzwirtschaft abzulösen.

Weil die beiden Brüder aber die Chance, durch Kredit in den Bereich der Macht zu gelangen, nicht ergreifen, können sie nicht verhindern, dass das „wilde[] Gold“ aus dem Glücksäckel weiter „tobt und ras’t“ (T, S. 1119), anstatt seiner politischen Bestimmung, nämlich die Wirtschaft in Form von Nationalkrediten zu beleben und den Staat liquide zu halten, nachzukommen. Und selbst wenn die Brüder die Chance ergriffen hätten, würde immer noch in Frage stehen, ob sich in Zypern die Inflation in englischen Grenzen gehalten hätte. Auf jeden Fall endet das Stück mit dem Ende der Politik der Notenpresse und einer Rückkehr zu einer prä-finanzpolitischen Herrschaft im Sinne des Feudalismus, nämlich indem der König von Zypern anstelle einer Perpetuierung des Nationalkredits nur die „Lehen dieser guten Brüder“ zurücknimmt (T, S. 1123). Das müllersche Experiment, offensive Finanzpolitik im Sinne des politischen Herrschers, also im Rahmen einer Stabilisierung seiner Souveränität, zu betreiben, ist also auch bei Tieck gescheitert – allerdings auf eine ganz andere Art und Weise als bei Müller selbst.

4 Goethe: *Faust II*

Finanzpolitik im Namen des Souveräns wird auch im ersten Akt von Goethes *Faust II* notwendig: Zwar gehen am Hof des Kaisers „Deputate, sichre Renten [...] noch so ziemlich ein“ (FA, V. 4859–4860),⁵¹ aber im Vergleich zu den realen Ausgaben und finanziellen Verpflichtungen reicht das nicht hinten und nicht vorne: Die „Kassen bleiben leer“ (FA, V. 4851). Ja, der Staat ist so sehr verschuldet, dass er seine Schulden nicht bedienen kann und einem möglichen Bankrott ins Auge sehen muss: „Der Jude wird mich nicht verschonen, / Der schafft Antizipationen, / die speisen Jahr um Jahr voraus“ (FA, V. 4870), sagt der Schatzmeister. Dieses finanzpolitische Problem ist zugleich ein politisches Problem, genauer: ein Problem der Souveränität: „Wenn alle schädigen, alle leiden / Geht selbst die Majestät zu Raub“ (FA, V. 4810–4811).⁵²

⁵⁰Und das obwohl Andolosia eigentlich sein Konkurrent ist: „Unser König kommt doch nicht gegen den Andolosia“, schreit jemand aus dem Volk (T, S. 1094).

⁵¹Ich zitiere im Folgenden nach FA VII/1.

⁵²Vgl. zur kaiserlichen Ausgangssituation auch Metscher, Thomas: „Faust und die Ökonomie“. In: Keller, Werner (Hrsg.): *Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘*. WBG: Darmstadt 1991, S. 278–289, hier S. 283–284.

Mephistos erste Analyse liegt auf der Linie von Thornton und Müller, nur dass er deren Argumentation *vor* die Ausgabe des Papiergeldes verschiebt: Es „fehlt“ nicht nur „das Geld“ (FA, V. 4890), das sowieso, vor allem aber „[m]angelt[]“ es an „Vertrauen / Wo Majestät unweigerlich gebeut“ (FA, V. 4878–4879). Wenn Mephisto im Folgenden die Ausgabe von *paper credit* empfiehlt, dann konsequenterweise mit dem Versprechen, dass über das Papiergeld das fehlende Vertrauen in die kaiserliche Autorität wiederhergestellt wird: „Das leuchtend Farb- und Glanzgestein erhöht / Die Schönheit wie die Majestät“ (FA, V.5045–5046).

Die Hoffnung, die Mephisto schürt, besteht also darin, dass die Ausgabe von Papiergeld die Wirtschaftsprozesse ankurbelt und die Kassen des Kaisers wieder füllt – mit dem Effekt, dass dieser damit auch seiner Rolle als Majestät wieder vollständig gerecht werden kann. So sagt es auch Faust: Über das „Übermaß der Schätze“ im Boden wird die „Phantasie“ der Menschen angeregt – und die führt im Idealfall zum Glauben an den Kaiser: „Zum Grenzenlosen grenzenlos Vertrauen“ (FA, V. 6111; 6115; 6118).

Das weitere Szenario orientiert sich ebenfalls, wenn auch freier, an der oben genannten Law-Anekdote.⁵³ Auch in Goethes Szenario ist ein Vertreter der Alchemie zugegen. Diesem wird jedoch nicht gekündigt, wenn Mephisto und Faust auftauchen. Vielmehr „*spricht*“ Mephisto durch den alchemisch argumentierenden Astrologen hindurch: „*Mephistopheles bläst ein*“ (FA, V. 4955). Damit stellt er diesen als eine Übergangsfigur zur Finanzpolitik aus. Aber auch wenn sich der neue Alchemist durch den alten einen Vertrauensvorschuss verschafft, bleibt doch, wie Mephistopheles feststellt, ein Problem des Glaubens bzw. des Vertrauens gegenüber dem, was auf die Alchemie folgt, bestehen. Im Volk sind nämlich nicht wenige skeptisch gegenüber der neuen Form von „Chymisterei“ (FA, V. 4974).

Glauben und Vertrauen sind jedoch unverzichtbare Bestandteile von Mephistos (und später auch Fausts) finanzpolitischer Strategie, die darin besteht, die Ausgabe von Papiergeld durch eine virtuelle Deckung begleiten zu lassen, nämlich die noch ungehobenen Schätze im „Boden“, der „des Kaisers“ ist (FA, V. 4938), was besagt, dass alle möglichen Funde von Schätzen, die „besitzlos harrend lieg[en]“ (FA, V. 5008), an eben diesen fallen – wenn sie denn gehoben werden. An dieses „Pfand“ (FA, V. 6059) muss man, da es noch nicht da ist, glauben.

Goethe hat nicht nur selbst das „Steigen und Fallen des Papiergeldes“ und das „Steigen der Preise“ erlebt,⁵⁴ sondern kennt zudem die zeitgenössische Ökonomie- und Finanztheorie außerordentlich gut.⁵⁵ Daher kann man ihm unterstellen, dass

⁵³Vgl. Anm. 42.

⁵⁴Goethe, Brief an seine Frau, 1.8.1810, FA XXXIII, S. 589.

⁵⁵Hierzu Hörisch, Jochen: „Das unsichere Papiergeld“. Der Finanzminister und Gelddichter Goethe“. In: ders. (Hrsg.): *Gott, Geld, Medien. Studien zu den Medien, die die Welt im Innersten zusammenhalten* (Edition Suhrkamp 2363). Suhrkamp: Frankfurt a.M. 2004, S. 83–107.

er hier auf die Assignaten der Französischen Revolution abhebt,⁵⁶ mit denen der französische Staat ab dem Jahr 1789 seine Schulden zu begleichen und – auf dieses Ziel läuft es, je länger je mehr, ausschließlich hinaus – den laufenden Haushalt zu finanzieren versucht. Grundlage ist die in Frankreich erfolgte Konfiszierung von kirchlichem Besitz, der aber nicht sofort veräußert werden kann, so dass man den Kreditgebern Schuldscheine, die so genannten Assignaten, aushändigt; anfangs als verzinste Staatsanleihen, ab 1790 als unverzinste. Dies zeitigt den Effekt, dass diese die Funktion von Papiergeld erhalten, das durch den erhofften Verkauf der konfiszierten Güter als gedeckt proklamiert wird, was aber im Laufe der Zeit immer weniger der Realität entspricht. Spätestens im Jahre 1793 hat dies eine starke Abwertung der Assignaten und mithin eine Inflation zur Folge.⁵⁷

Zu einem gewissen Teil geht – um zu Goethe zurückzukehren – Mephistos Plan auf. Das Geld wird ausgegeben und akzeptiert: Und die Anfrage des Kaisers, ob es seinen „Leuten [...] für gutes Gold“ gilt (FA, V. 6083), kann mit Ja beantwortet werden: „Man honoriert daselbst ein jedes Blatt“ (FA, V. 6089). Diese Akzeptanz setzt sich in den weiteren Wirtschaftsprozessen fort: „mit Blitzezink zerstreute sichs im Lauf“ (FA, V. 6087). Allerdings passiert in ungefähr das Gleiche, was schon im Frankreich des John Law, im revolutionären Frankreich und schließlich auch in England passiert ist: Die Banknote verliert gegenüber dem Gold, wird also nur „mit Rabatt“ (FA, V. 6090) angenommen.

Auf den ersten Blick sieht es trotzdem so aus, als ob über die Ausgabe von Papiergeld die Majestät gestärkt würde. Immerhin scheinen die Untertanen im Rahmen der neu angekurbelten Konsumtionsprozesse auf deren Urheber anzustoßen: „hoch dem Kaiser“ (FA, V. 6095). Der Kaiser selbst ist „reich“ geworden (FA, V. 6191), kann die „Wucherklauen [...] beschwichtig[en]“ und „Rechnung für Rechnung“ zahlen (FA, V. 6041–6041), insbesondere den „Sold“ für sein „Heer“ (FA, V. 6045–6046). Und die Untertanen? Sie setzen das Geld ein. Es fällt allerdings auf, dass sie – mit Smith gesprochen – das neue Geld nicht in „produktive“, sondern „unproduktive Arbeit“⁵⁸ investieren, also in „Schmaus“, „Kleider[.]“ (FA, V. 6092–6093) und „Würfel“-Spiel (FA, V. 6148).

⁵⁶Hierzu Hamacher, S. 139; vgl. Shell, Marc: *Money, Language, and Thought. Literary and Philosophic Economies from the Medieval to the Modern Era*. Johns Hopkins University Press: Baltimore 1993, S. 100.

⁵⁷Vgl. ausführlich Falkner, Semen A.: *Das Papiergeld der französischen Revolution 1789–1797*, hrsg. v. Melchior Palyi, Karl Diehl und Felix Somary. Duncker & Humblot: Berlin 2015; weiterhin Gaettens, S. 173–199; Crouzet, François: *La grande inflation. La monnaie en France de Louis XVI à Napoléon*. Fayard: Paris 1993; Brand, Jürgen: „Die Assignaten oder: der revolutionäre Bankrott“. In: Lingelbach, Gerhard (Hrsg.): *Staatsfinanzen – Staatsverschuldung – Staatsbankrotte in der europäischen Staaten- und Rechtsgeschichte*. Böhlau: Köln/Weimar/Wien 2000, S. 39–54.

⁵⁸Smith, Adam: *Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes*. (Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister, Bd. 12, 2. Hälfte). Fischer: Jena 1920, S. 80.

Das Produktivste sind noch Immobilien mit feudalen Wirtschaftsmöglichkeiten: „Mein Schloß und Feld ich mach’ es schuldenfrei“ (FA, V. 6149), sagt der Bannerherr. Und der Narr legt sich „Schloß, mit Wald und Jagd und Fischbach“ zu (FA, V. 6169). Der Rekurs auf die große Umverteilung von Land in der Französischen Revolution, also auf den Erwerb konfiszierter adliger Güter durch die Begünstigten von Assignaten, die so genannten Agitöre (Spekulanten),⁵⁹ ist in diesem Zusammenhang offensichtlich.

Der Kaiser selbst erkennt schließlich, dass ihn seine Hoffnung auf „Lust und Mut zu neuen“ ökonomischen „Taten“ bei seinen Untertanen getrogen hat: „Wie ihr gewesen bleibt ihr nach wie vor“ (FA, V. 6151; 6154). Vor allem aber erkennt er, dass er selbst nicht mehr die von Müller genannte „Person“ (s. o.) ist, an die seine Untertanen – über ihre Trinksprüche hinaus – glauben. Die Frage stellt sich vielmehr, ob diejenigen, welche die Banknoten in Umlauf gebracht haben, überhaupt noch mit ihm, mit Müller gesprochen, zu der Person des Staates gehören, an die man glauben kann.

Deutlich wird dies an des Kaisers Unterschriften auf den Banknoten. Er selbst kann sich nicht erinnern, überhaupt eine solche geleistet zu haben, vor allem aber nicht unendlich viele. Daher fragt er: „Wer fälschte hier des Kaisers Namenszug?“ (FA, V. 6064) Die Antwort auf die Frage ist nicht leicht zu geben. Der Kaiser selbst hat die ursprüngliche Unterschrift im karnevalistischen Treiben der Mummenschanz-Szene geleistet, aber nicht als er selbst, sondern als „großer Pan“ (FA, V. 6067); wann das genau gewesen sein soll, wird im Drama nicht gezeigt.⁶⁰ Wenn es nicht der Kaiser war, sondern sein karnevalistischer Doppelgänger, der unterschrieben hat, dann gilt diese Entautorisierung *a fortiori* für die Vervielfältigung seiner Unterschrift durch die Druckerpresse. Nachdem der Kaiser die Unterschrift geleistet hat, wird sie, wie der Schatzmeister ausführt, „[d]urch Tausendkünstler schnell vertausendfacht“. Und er fährt fort: „So stempelten wir gleich die ganze Reihe, / Zehn, Dreißig, Funfzig, hundert sind parat“ (FA, V. 6072; 6074–6075).

Das Hauptaugenmerk meiner Analyse liegt auf der Tatsache, dass die Ausgabe des Geldes nicht durch den Kaiser erfolgt, sondern mehr und mehr eigenständig durch den Schatzmeister und seine Gehilfen, also wieder durch Nebengestalten aus dem Graubereich der Souveränität. Das ist nicht nur aus der Logik des Dramas, sondern auch historisch konsequent: Wie oben ausgeführt, sind die drei großen Papiergeldausgaben im Europa des 18. Jahrhunderts (zweimal in Frankreich, einmal in England) jeweils in Abwesenheit des Souveräns – des unmündigen Ludwigs XV. zu Beginn, des abgesetzten und hingerichteten Ludwigs

⁵⁹Vgl. J. Brand, S. 45–46.

⁶⁰So der Hrsg. Schöne, Albrecht in FA VII/2, S. 461. Dass es in der Szene des brennenden Bartes gewesen ist („Der Bart entflammt“; V. 5935), wie Hamacher vermutet, ist eher unwahrscheinlich. Die Papiergeld-Szene wird von Plutus vielmehr als Rettungsaktion – „Löschend überall bekämpft“ (V. 5981) – *gegen* den Bartbrand beschrieben.

XVI. und des geisteskranken Georgs III. am Ende des Jahrhunderts – geschehen. Doch zurück zu Goethes *Faust*: Für den Finanzapparat des Kaisers wird nun der Begriff „Tausendkünstler“ gewählt. Aufgerufen wird über das Wortspiel „Tausendkünstler“/„vertausendfacht“ der „mille artifex“,⁶¹ mithin der Teufel, der ja mit Mephisto auch anwesend ist. Oder anders ausgedrückt: Die Fähigkeit des Teufels zu 1000 Künsten wird in seine Fähigkeit der Vertausendfachung der kaiserlichen Unterschrift auf den Banknoten überführt.

Nun war es nicht Mephisto selbst, sondern es waren die Mitarbeiter des Schatzmeisters, welche die Vervielfältigung ins Werk gesetzt haben. Aber anscheinend hat ihre Arbeit an der Unterschrift des Kaisers im, um mit Walter Benjamin zu sprechen, „Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit“⁶² sie selbst in den von Mephisto gebahnten Bereich des Teuflischen gebracht. Das ist deswegen von zentraler Bedeutung, als sich ja wie gesagt die Majestät des Kaisers – in seinen Augen: durch die Unterschrift – in jeder der Banknoten widerspiegeln sollte. Und, wenn man Müllers (und des Kaisers eigener) Interpretation folgt, damit die Gottes. Der Glaube in die Majestät richtet sich ja letztlich auf Gott, als deren Stellvertreter der Kaiser agiert. So hatte es der Kanzler am Anfang des ersten Aktes auch gesagt: „Die höchste Tugend, wie ein Heiligen-Schein, / Umgibt des Kaisers Haupt, nur er allein / Vermag sie gültig auszuüben“ (FA, V. 4772–4774). Nun aber sind im Prozess der Ausweitung der souveränen Person die teuflischen „Tausendkünstler“ mehr und mehr anstelle der göttlichen Majestät getreten.

Aus Sicht des Gesamt-Dramas ist diese Verschiebung keineswegs unvorbereitet gekommen. Letztlich wird an der Figur des Kaisers wiederholt, was Faust selbst bei Abfassen des Teufelspaktes im ersten Teil des Dramas geschehen ist.⁶³ Auch Faust ersehnte sich etwas, nämlich die Übergipfelung des irdischen Wissens, im Zeichen des Glaubens an den christlichen Gott; und konnte dieses Ziel letztlich nur durch eine Verschreibung an dessen teuflischem Widersacher erreichen; mit einer ganz ähnlichen Unterschrift – „Auch was geschriebnes forderst du Pedant?“ (FA, V. 1716) – wie der Kaiser später. Dementsprechend gehen die Banknoten den gleichen Weg wie der Teufelspakt des Faust: Was als Liquide-Machen des göttlichen Subjekts geplant war, wird zu einem gewissen Teil zu seiner Liquidierung im Namen der/des teuflischen Tausendkünstler(s).

Man muss jedoch berücksichtigen, dass Faust, trotz oder wegen des Teufelspaktes, am Ende des Dramas auf die Seite Gottes gezogen werden kann: „Gerettet ist das edle Glied/Der Geisterwelt vom Bösen, / ,Wer immer strebend sich bemüht / Den können wir erlösen““ (FA, V. 11.934–11.937). Und was für Faust

⁶¹Paracelsus: *Astronomia magna*. In: ders.: *Sämtliche Werke*, 1. Abt., Bd. 12, hrsg. v. Karl Sudhoff. Oldenbourg: München und Berlin 1929, S. 412.

⁶²Benjamin, Walter: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. In: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. I.2, hrsg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Suhrkamp: Frankfurt a.M. 1991, S. 471–508.

⁶³Zu diesem Verhältnis Hamacher, S. 132–138.

gilt, muss dem Kaiser nicht verwehrt bleiben. Auch die Banknoten changieren also – gerade mit ihrer Forderung nach Vertrauen und Glauben – zwischen Gut und Böse bzw., mit den Worten Goethes / Sartorius', zwischen „verderblich“ und „wohlthätig“.⁶⁴

Eine andere Haltung kann man sich in Goethes Augen auch gar nicht erlauben. Denn wie immer man den *paper credit* moralisch einschätzt, aufzuhalten ist er nicht. „So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dies auch im Sittlichen möglich; die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergeld, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist“, heißt es in den „Betrachtungen im Sinne der Wanderer“ im zweiten Buch von *Wilhelm Meisters Wanderjahren*.⁶⁵

5 Spiel mit dem Teufel, Rolle der Poesie (mit einem Seitenblick auf Chamissos *Peter Schlemihl*)

Auch im *Fortunat* wird der Umgang mit dem Glücksäckel, wiewohl es nicht von einer Hexe, sondern von „Fortuna“ (T, S. 851) selbst übergeben wird, als ein Spiel mit dem, wenn auch metonymischen, Teufel beschrieben. Ampedo ist am Ende „vom ärgsten *Teufel* des Geizes besessen“ (T, S. 1007; Herv. MB), Andalosia glaubt schließlich, dass in jedem „Gebüsch“ ein „*Teufel* höhnisch“ lachend auf ihn „lauert“ (T, S. 1021; Herv. MB).

Wie ein souveräner Umgang mit den überall wartenden Teufeln aussehen könnte, wird etwas früher in Chamissos *Peter Schlemihl* (1814) – auch das ein Text, der mit Fortunati Glücksäckel arbeitet (was daher rührt, dass auch Chamisso ein, freilich Fragment gebliebenes Fortunat-Drama geschrieben hat)⁶⁶ – ausgeführt. In diesem Text wird das Glücksäckel in der Tat von einem Teufel oder einer teufelsähnlichen Figur, dem Grauen, an den Protagonisten übergeben, mit dem Ziel, einen Teufelsvertrag nach folgendem Muster abzuschließen: „Kraft dieser meiner Unterschrift vermache ich [Peter Schlemihl] dem Inhaber dieses meine Seele nach ihrer natürlichen Trennung von meinem Leibe“.⁶⁷

⁶⁴Sartorius, Sp. 210; 214.

⁶⁵FA X, S. 563.

⁶⁶Vgl. hierzu Wambach, Annemarie: „Fortunati Wunschhütlein‘ und Glückssäckel in neuem Gewand: Adelbert von Chamissos ‚Peter Schlemihl‘“. *The German Quarterly* 67(2), 1994, S. 173–184.

⁶⁷Chamisso, Adelbert von: *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*, hrsg. v. Joseph Kiermeier-Debre. Dtv: München 1999, S. 53. Vgl. zu Goethes umfassender Kenntnis der Werke Tiecks und zum von Desinteresse geprägten Verhältnis zu Chamisso, freilich ohne Erwähnung der hier verhandelten Texte, Fröschle, Hartmut: *Goethes Verhältnis zur Romantik*. Königshausen & Neumann: Würzburg 2002, S. 217–238; 401.

Am Ende entsagt Schlemihl dem grauen Teufel und unterschreibt nicht, was jedoch gerade nicht bedeutet, dass er zu einer Wirtschaftsweise vor der ‚Erfindung‘ der unendlichen Geldvermehrung zurückkehren würde. Vielmehr bewahrt sich Schlemihl das wunderbare Element, das er im Umgang mit dem Teufel kennengelernt hat, für seine eigenen naturwissenschaftlichen und vor allem poetischen Zwecke. Zwar greift er nicht mehr auf das teuflische bzw. ver-teufelte Glücksäckel, wohl aber auf die „Siebenmeilenstiefel“⁶⁸ bzw. die „Zauberstiefel[]“⁶⁹ aus dem nicht zuletzt von Tieck beschriebenen Däumlingsmärchen zurück und kann so das Wunderbare, das er in der Auseinandersetzung mit dem Grauen erfahren hat, in seinen ihm eigenen Sphären zur Anwendung bringen.⁷⁰

Diese Möglichkeit wird auch Ampedo aus Tiecks *Fortunat* geboten. Von verschiedenen Seiten, sogar vom verhassten Grafen Limosin, wird ihm souffliert, dass das Glücksäckel „größer, sonderbarer, / Und herrlicher, als nur die Dichter träumen“ (T, S. 989), also nicht weniger als „wunderbar“ (T, S. 1115) zu nennen sei – nur weiß er nicht, wie er zu einer poetisch-wunderbaren Anwendung seines Schatzes gelangen könnte. Auch Faust kann dies übrigens nicht aus eigenem Antrieb. Ihm wird jedoch in der Mummenschanz-Szene ein solcher Umgang mit dem Teufelszeug der Geldvermehrung vorgeführt, wenn der Knabe Lenker⁷¹ sich als „dem Plutus gleich“ ausweist und die bekannten Worte spricht: „Bin die Verschwendung, bin die Poesie“ (V. 5577; 5573). Daraus erhellt, dass der Umgang mit dem verderblich-wohlthätigen Kreditgeld eine Antwort auf die Anforderungen Fausts für den Teufelspakt darstellen kann, nämlich die Anforderung, „zum Augenblicke“ zu „sagen: / Verweile doch! du bist so schön!“ (V. 1699–1700), die bekanntlich ebenfalls eine Beschreibung poetischer Erfahrung darstellt.⁷² Und doch scheint diese teuflische Einlösung des Versprechens, wie oben dargestellt, die göttliche Erlösung im Sinne des „Wer immer strebend sich bemüht“ (s. o.) nicht auszuschließen.

Daraus erhellt, dass Figuren wie Ampedo und Andolosa aus Tiecks *Fortunat* grundsätzlich die Möglichkeit zu einem spielerischen, poetischen Umgang mit dem Teufelszeug der Geldvermehrung geboten wird; eine Möglichkeit, die anstelle ihrer Peter Schlemihl und Faust ergreifen können bzw. die für sie ergriffen wird.

⁶⁸Chamisso, S. 85.

⁶⁹Tieck, Ludwig: Leben und Taten des kleinen Thomas, genannt Däumchen. In: ders.: *Schriften 1836–1852 in zwölf Bänden*, Bd. 6, hrsg. v. Uwe Schweikert. Deutscher Klassiker Verlag: Frankfurt a.M. 1986, S. 704–779, hier S. 751.

⁷⁰Vgl. Bergengruen, Maximilian: „Himmel und Hölle ökonomisch. Kredit und Bankrott in Adelbert von Chamissos ‚Peter Schlemihl‘“. In: Lesch, Harald/Oberdorfer, Bernd/Waldow, Stephanie (Hrsg.): *Der Himmel als transkultureller ethischer Raum. Himmelskonstellationen im Spannungsfeld von Literatur und Wissen*. V&R unipress: Göttingen 2016, S. 167–192.

⁷¹Vgl. hierzu auch den Aufsatz von Cornelia Zumbusch in diesem Band.

⁷²Vgl. Bergengruen, Maximilian: „Der Sündenfall im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Zum Teufel mit dem hermetischen Wissen in Goethes ‚Faust I‘“. In: Schrader, Hans-Jürgen/Weder, Katharine/Anderegg, Johannes (Hrsg.): *Von der Pansophie zur Weltweisheit. Goethes analogisch-philosophische Konzepte*. Niemeyer: Tübingen 2004, S. 85–112.

Doch schon allein die reine Möglichkeit impliziert das Eingeständnis, dass im Zeitalter der offenen Notenpresse (politische und poetische) Souveränität auf teuflische Grau- und Schattenfiguren aus dem Bereich der Politik und vor allem der Finanzwirtschaft erweitert werden muss, die in eine Art von dialektischem Widerspiel zum ursprünglichen Souverän treten.

Der – zumindest in den Augen Goethes einem übersteigerten romantischen „Katholizismus“⁷³ entspringenden – Vorstellung Müllers hingegen, dass das Kreditgeld nur im Rahmen des christlichen Glaubens an Gott und Herrscher (und damit in einer engen Vorstellung von Souveränität) verbleiben kann, dieser Vorstellung wird in den genannten Texten Goethes, Tiecks und Chamissos eine Absage erteilt. Um den Kredit im Kreditgeld verstehen und anwenden zu können, benötigt man nicht nur, um mit Luther zu sprechen, den „glaubenn“ an Gott, sondern auch einen „*teuffelischen* unglaubenn“.⁷⁴ Es ist das Oszillieren zwischen Liquide-Machen der göttlichen Souveränität und ihrer teuflischen Liquidierung, das den Reiz, das Wunderbare und das Poetische des *paper credit* ausmacht. (Glaubte man jedenfalls im frühen 19. Jahrhundert.)

Literatur

- Achermann, Eric: *Worte und Werte. Geld und Sprache bei Gottfried Wilhelm Leibniz, Johann Georg Hamann und Adam Müller*. (Frühe Neuzeit 32). De Gruyter: Berlin 1997.
- Benjamin, Walter: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. I.2, hrsg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Suhrkamp: Frankfurt a.M. 1991, S. 471–508.
- Bergengruen, Maximilian: „Vom ‚Glückseckel‘ zum Staatssäckel. Politische Schulden in den romantischen Fortunatus-Dramen (Chamisso, Tieck)“. In: Kirchmeier, Christian (Hrsg.): *Das Politische des romantischen Dramas*. (Athenäum Sonderheft). Schöningh: Paderborn 2019, S. 89–106.
- Bergengruen, Maximilian: „Himmel und Hölle ökonomisch. Kredit und Bankrott in Adelbert von Chamissos ‚Peter Schlemihl‘“. In: Lesch, Harald/Oberdorfer, Bernd/Waldow, Stephanie (Hrsg.): *Der Himmel als transkultureller ethischer Raum. Himmelskonstellationen im Spannungsfeld von Literatur und Wissen*. V&R unipress: Göttingen 2016, S. 167–192.
- Bergengruen, Maximilian: „Der Sündenfall im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Zum Teufel mit dem hermetischen Wissen in Goethes ‚Faust I‘“. In: Schrader, Hans-Jürgen/Weder, Katharine/Anderegg, Johannes (Hrsg.): *Von der Pansophie zur Weltweisheit. Goethes analogisch-philosophische Konzepte*. Niemeyer: Tübingen 2004, S. 85–112.
- Binswanger, Hans Christoph: *Geld und Magie. Deutung und Kritik der modernen Wirtschaft anhand von Goethes ‚Faust‘*. Edition Weitbrecht: Stuttgart 1985.
- Born, Erich: „Geld und Währungen im 19. Jahrhundert“. In: Pohl, Hans/Bonin, Hubert (Hrsg.): *Europäische Bankengeschichte. Im Auftrag des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts für bankhistorische Forschung*. Knapp: Frankfurt a.M. 1993, S. 177–195.

⁷³Goethe, Brief an Zelter, 20.10.1831, FA XXXVIII, S. 478.

⁷⁴Luther, Martin: Ein Sermon von dem Sacrament der Buße. In: ders.: *Kritische Gesamtausgabe*, Abt. 4, Teil 1, Bd. 2, hrsg. v. Joachim Karl Friedrich Knaake. Böhlau: Weimar 1884, S. 709–724, hier S. 717; Herv. MB.

- Boyd, Walter/Pitt, William: *A Letter to the Right Honourable William Pitt. On the Influence of the Stoppage of Issues in Specie at the Bank of England, on the Prices of Provisions, and other Commodities*. Wright/Gillet: London 1801.
- Brand, Harm-Hinrich: „Der Österreichische ‚Staatsbankrott‘ von 1811“. In: Lingelbach, Gerhard (Hrsg.): *Staatsfinanzen – Staatsverschuldung – Staatsbankrotte in der europäischen Staaten- und Rechtsgeschichte*. Böhlau: Köln/Weimar/Wien 2000, S. 55–66.
- Brandt, Hartwin: *Zeitkritik in der Spätantike. Untersuchungen zu den Reformvorschlägen des Anonymus De rebus bellicis*. (Vestigia 40). (Dissertation). C. H. Beck: München 1988.
- Brand, Jürgen: „Die Assignaten oder: der revolutionäre Bankrott“. In: Lingelbach, Gerhard (Hrsg.): *Staatsfinanzen – Staatsverschuldung – Staatsbankrotte in der europäischen Staaten- und Rechtsgeschichte*. Böhlau: Köln/Weimar/Wien 2000, S. 39–54.
- Brodbeck, Karl-Heinz: *Faust und die Sprache des Geldes. Denkformen der Ökonomie – Impulse aus der Goethezeit*. Alber: Freiburg i.Br. 2014.
- Chamisso, Adelbert von: *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*, hrsg. v. Joseph Kiermeier-Debre. Dtv: München 1999.
- Crouzet, François: *La grande inflation. La monnaie en France de Louis XVI à Napoléon*. Fayard: Paris 1993.
- Falkner, Semen A.: *Das Papiergeld der französischen Revolution 1789–1797*, hrsg. v. Melchior Palyi, Karl Diehl und Felix Somary. Duncker & Humblot: Berlin 2015.
- Fröschle, Hartmut: *Goethes Verhältnis zur Romantik*. Königshausen & Neumann: Würzburg 2002.
- Fuchs, Thomas: *Die Mechanisierung des Herzens. Harvey und Descartes – der vitale und der mechanische Aspekt des Kreislaufs*. (Dissertation). Suhrkamp: Frankfurt a.M. 1992.
- Gaetgens, Richard: *Geschichte der Inflationen. Vom Altertum bis zur Gegenwart*. Battenberg: München 1982.
- Gebhard, Verena: „Das Ledergeld Kaiser Friedrichs II. in einer Miniatur des 14. Jahrhunderts“. *Geldgeschichtliche Nachrichten* 43, 2008, S. 74–76.
- Gentz, Friedrich: Ueber die österreichische Bank. In: ders.: *Gesammelte Schriften*, hrsg. v. Günther Kronenbitter. Olms-Weidmann: Hildesheim 2004, S. 283–300.
- Gentz, Friedrich: Ueber eine plötzliche Tilgung des oesterreichischen Papiergeldes. In: ders.: *Gesammelte Schriften*, hrsg. v. Günther Kronenbitter. Olms-Weidmann: Hildesheim 2004, S. 280–282.
- Goethe, Johann Wolfgang von, Brief an seine Frau, 1.8.1810. In: ders.: *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*, 40 Bde., Bd. 33, hrsg. v. Rose Unterberger. Deutscher Klassiker Verlag: Frankfurt a.M. 1993, S. 589.
- Goethe, Johann Wolfgang von, Brief an Zelter, 20.10.1831. In: ders.: *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*, 40 Bde., Bd. 38, hrsg. v. Rose Unterberger. Deutscher Klassiker Verlag: Frankfurt a.M. 1993, S. 478.
- Goethe, Johann Wolfgang von, Tagebuch, 3.8.1807. In: ders.: *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*, 40 Bde., Bd. 33, hrsg. v. Rose Unterberger. Deutscher Klassiker Verlag: Frankfurt a.M. 1993, S. 219.
- Graeber, David: *Schulden. Die ersten 5000 Jahre*, übers. von Ursel Schäfer, Hans Freundl und Stephan Gebauer. Klett-Cotta: Stuttgart 2014.
- Hamacher, Werner: „Faust, Geld“. *Athenäum. Jahrbuch für Romantik* 4, 1994, S. 131–187.
- Harada, Tetsushi: *Politische Ökonomie des Idealismus und der Romantik. Korporatismus von Fichte, Müller und Hegel*. (Volkswirtschaftliche Schriften 386). (Dissertation). Duncker & Humblot: Berlin 1989, S. 94–101.
- Harada, Tetsushi: *Adam Müllers Staats- und Wirtschaftslehre*. (Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie, Bd. 26). Metropolis: Marburg 2004, S. 35–62.
- Hartmann, Alois: *Sinn und Wert des Geldes. In der Philosophie von Georg Simmel und Adam (von) Müller. Untersuchungen zur anthropologisch sinn- und werttheoretischen und sozio-politisch-kulturellen Bedeutung des Geldes in der Lebenswelt und der Staatskunst*. Verlag für Wissenschaft und Kultur: Berlin 2002, S. 214–358.

- Hörisch, Jochen: „Das unsichere Papiergeld“. Der Finanzminister und Gelddichter Goethe“. In: ders. (Hrsg.): *Gott, Geld, Medien. Studien zu den Medien, die die Welt im Innersten zusammenhalten* (Edition Suhrkamp 2363). Suhrkamp: Frankfurt a.M. 2004, S. 83–107.
- Hotman De Smedt, Helma/Wee, Herman van der: „Die Entstehung des modernen Geld- und Finanzwesens Europas in der Neuzeit“. In: Pohl, Hans/Bonin, Hubert (Hrsg.): *Europäische Bankengeschichte. Im Auftrag des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts für bankhistorische Forschung*. Knapp: Frankfurt a.M. 1993, S. 75–176.
- Ingham, Geoffrey K.: *The Nature of Money*. Polity: Cambridge 2004.
- Kerschagl, Richard: *Die Jagd nach dem künstlichen Gold. Der Weg der Alchimie*. (Volkswirtschaftliche Schriften H. 202). Duncker & Humblot: Berlin 1973.
- Koehler, Benedikt: *Ästhetik der Politik. Adam Müller und die politische Romantik*. Klett-Cotta: Stuttgart 1980.
- Köhler, Sigrid G.: „Die Kunst des Vertrags. Adam Müllers Vermittlungstheorie zwischen Recht, Rhetorik und Ästhetik“. In: Lieb, Claudia/Strosetzki, Christoph (Hrsg.): *Philologie als Literatur- und Rechtswissenschaft. Germanistik und Romanistik 1730–1870*. Universitätsverlag Winter: Heidelberg 2013, S. 205–222.
- Kozik, Walther: *Adam Müllers ‚Elemente der Staatskunst‘. Ein früher institutionenökonomischer Ansatz*. (Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie Band 48). Metropolis: Marburg 2018.
- Kulišer, Iosif Michajlovič: *Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit*, Bd. 1. Oldenbourg: München 1958.
- Langner, Albrecht: „Kommentar“. In: Müller, Adam: *Adam Müller. 1779–1829*, hrsg. v. Albrecht Langner. Schöningh: Paderborn et al. 1988, S. 43–44.
- Langner, Albrecht: „Zur konservativen Position in der politisch-ökonomischen Entwicklung Deutschlands vor 1848“. In: ders. (Hrsg.): *Katholizismus, konservative Kapitalismuskritik und Frühsozialismus bis 1850*. (Beiträge zur Katholizismusforschung. Reihe B: Abhandlungen). Schöningh: München et al. 1975, S. 11–73.
- Law, John: Abhandlung über die königlichen Steuern. In: ders.: *Handel, Geld und Banken*, hrsg. und übers. v. Achim Toepel. Akademie-Verlag: Berlin 1992, S. 205–240.
- Lobenstein-Reichmann, Anja/Reichmann, Oskar (Hrsg.): *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*. De Gruyter: Berlin 2012.
- Luther, Martin: Ein Sermon von dem Sacrament der Buße. In: ders.: *Kritische Gesamtausgabe*, Abt. 4, Teil 1, Bd. 2, hrsg. v. Joachim Karl Friedrich Knaake. Böhlau: Weimar 1884, S. 709–724.
- Mahl, Bernd: *Goethes ökonomisches Wissen. Grundlagen zum Verständnis der ökonomischen Passagen im dichterischen Gesamtwerk und in den ‚Amtlichen Schriften‘*. (Europäische Hochschulschriften Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur 547). Peter Lang: Frankfurt a.M. 1982.
- Matala de Mazza, Ethel: *Der verfaßte Körper. Zum Projekt einer organischen Gemeinschaft in der Politischen Romantik*. (Dissertation). Rombach: Freiburg i.Br. 1999.
- Metscher, Thomas: „Faust und die Ökonomie“. In: Keller, Werner (Hrsg.): *Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘*. WBG: Darmstadt 1991, S. 278–289.
- Müller, Adam Heinrich: Adam Smith. In: ders.: *Ausgewählte Abhandlungen*, hrsg. v. Jakob Baxa. Fischer: Jena 1931, S. 76–81.
- Müller, Adam Heinrich: Vom Nationalkredit. In: ders.: *Ausgewählte Abhandlungen*, hrsg. v. Jakob Baxa. Fischer: Jena 1931, S. 86–88.
- Müller, Adam Heinrich: Vom Papiergelde. In: ders.: *Ausgewählte Abhandlungen*, hrsg. v. Jakob Baxa. Fischer: Jena 1931, S. 60–67.
- Müller, Adam Heinrich: *Adam von Müller's gesammelte Schriften*. Franz: München 1839.
- Müller, Adam Heinrich: *Versuche einer neuen Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien*. Brockhaus: Leipzig/Altenburg 1816.
- Müller, Adam Heinrich: *Die Elemente der Staatskunst. Öffentliche Vorlesungen vor Sr. Durchlaucht dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar und einer Versammlung von Staats-*

- männern und Diplomaten, im Winter von 1808 auf 1809, zu Dresden, gehalten. Sander: Göttingen/Berlin 1809.
- Niebuhr, Marcus von: *Geschichte der Königlichen Bank in Berlin von der Gründung derselben (1765) bis zum Ende des Jahres 1845*. Decker: Berlin 1848.
- Paracelsus: *Astronomia magna*. In: ders.: *Sämtliche Werke*, 1. Abt., Bd. 12, hrsg. v. Karl Sudhoff. Oldenbourg: München und Berlin 1929.
- Pohl, Hans: „Banken und Bankgeschäfte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts“. In: Pohl, Hans/Bonin, Hubert (Hrsg.): *Europäische Bankengeschichte. Im Auftrag des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts für bankhistorische Forschung*. Knapp: Frankfurt a.M. 1993, S. 196–217.
- Priddat, Birger P.: *Produktive Kraft, sittliche Ordnung und geistige Macht. Denkstile der deutschen Nationalökonomie im 18. und 19. Jahrhundert*. (Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie 13). Metropolis: Marburg 1998.
- Raphael, David D.: *Adam Smith*. (Reihe Campus, Bd. 1043). Campus: Frankfurt a.M./New York 1991.
- Ricardo, David: *The High Price of Bullion. A Proof of the Depreciation of Bank Notes*. Printed for John Murray: London 1810.
- Rist, Charles: *Histoire des doctrines relatives au crédit et à la monnaie*. Recueil Sirey: Paris 1951.
- Sartorius, Georg Friedrich: „Rezension zu Thornton ‚Der Papier-Credit von Grossbritannien‘“. T.1. *Allgemeine Literatur-Zeitung* (3), 1804, Sp. 209–228.
- Scherer, Stefan: *Witzige Spielgemälde. Tieck und das Drama der Romantik*. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 26 (260)). De Gruyter: Berlin/New York 2003.
- Scherer, Stefan: „Nach 1800. Von der Literaturkomödie zum frührealistischen Universalschauspiel“. In: Markert, Heidrun (Hrsg.): *Ludwig Tieck (1773–1853): ‚lasst uns, da es uns vergönnt ist, vernünftig seyn!‘*. (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik N.F., 9). Peter Lang: Bern 2004, S. 129–147.
- Schmitt, Carl: *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*, Bd. 1. Duncker & Humblot: Berlin 2004.
- Shell, Marc: *Money, Language, and Thought. Literary and Philosophic Economics from the Medieval to the Modern Era*. Johns Hopkins University Press: Baltimore 1993.
- Smith, Adam: *Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes*. (Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister, Bd. 12, 2. Hälfte). Fischer: Jena 1920.
- Szafarz, Jolanta: „Die Rezeption mittelalterlicher Volksbuchmotive in Ludwig Tiecks Dramen“. In: Kühnel, Jürgen (Hrsg.): *Mittelalter-Rezeption. Die Rezeption mittelalterlicher Dichter und ihrer Werke in Literatur, bildender Kunst und Musik des 19. und 20. Jahrhunderts. Gesammelte Vorträge des Salzburger Symposions*. (Mittelalter-Rezeption 1). Kümmerle: Göppingen 1979, S. 127–140.
- Thornton, Henry: *Der Papier-Credit von Grossbritannien. Nach seiner Natur und seinen Wirkungen untersucht*, übers. von Ludwig Heinrich v. Jakob. Ruff: Halle 1803.
- Tieck, Ludwig: *Leben und Taten des kleinen Thomas, genannt Däumchen*. In: ders.: *Schriften 1836–1852 in zwölf Bänden*, Bd. 6, hrsg. v. Uwe Schweikert. Deutscher Klassiker Verlag: Frankfurt a.M. 1986, S. 704–779.
- Tieck, Ludwig: *Phantasus*. In: ders.: *Schriften in zwölf Bänden*, Bd. 6, hrsg. v. Manfred Frank. Deutscher Klassiker Verlag: Frankfurt a.M. 1985.
- Vogl, Joseph: *Der Souveränitätseffekt*. Diaphanes: Zürich/Berlin 2015.
- Vogl, Joseph: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. Sequenzia-Verlag: München 2002.
- Wambach, Annemarie: „‚Fortunati Wunschhütlein‘ und Glückssäckel in neuem Gewand: Adelbert von Chamisso ‚Peter Schlemihl‘“. *The German Quarterly* 67(2), 1994, S. 173–184.
- Wandel, Eckhard: *Banken und Versicherungen im 19. und 20. Jahrhundert*. (Enzyklopädie deutscher Geschichte). De Gruyter; De Gruyter Oldenbourg: Berlin/Boston 1998.

- Wennerlind, Carl: *Casualties of Credit. The English Financial Revolution, 1620–1720*. Harvard University Press: Cambridge/Massachusetts 2011.
- Wink, Konrad: *Die Entdeckung des Blutkreislaufs. Historische Entwicklung der Erkenntnisse über den Blutkreislauf- Auswirkungen auf das heutige Verständnis von Herzkreislaufkrankheiten*. Peter Lang: Frankfurt a.M. 2014.
- Winter, Martin (Hrsg.): *Staatsbankrott! Bankrotter Staat? Finanzreform und gesellschaftlicher Wandel in Preußen nach 1806. Ausstellung des Geheimes Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz; 12. Mai bis 28. Juni 2006 in Zusammenarbeit mit der Kunstbibliothek der Staatlichen Museen zu Berlin*. Duncker & Humblot: Berlin 2006.
- Wood, John H.: *A History of Central Banking in Great Britain and the United States*. (Studies in macroeconomic history). Cambridge University Press: Cambridge 2009.